

(Nachdruck verboten.)

81]

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosengweig.

Kein Geräusch war jedoch zu hören, kein Schein zu sehen. Diese gewaltige Verdauung vollzog sich lautlos und lichtlos. Man hörte nur das ununterbrochene Herabrieseln der Wassertropfen an den Wänden des Ofens, und aus einiger Entfernung das rastlose Stampfen und Pusten der Gebläsemaschine. Bloß drei oder vier Laternen durchdrangen mit schwachem Schein die von den Schatten der mächtigen Bauten noch verdichtete Finsternis, und man unterschied kaum die dunkeln Umrisse der acht Arbeiter der Nachtschicht, die in Erwartung des Abstiches hin und her gingen. Oben auf der Sichtbühne sah man nichts von den Gestalten der Aufgeber, die schweigend nach den ihnen von unten gegebenen Zeichen die entsprechende Menge von Erz und Coaks in die Sicht schüttelten. Kein Ruf war zu hören, keine Flamme zu sehen, es war eine stumme und finstere Verrichtung, etwas Primitives und Gigantisches, das sich in tiefer Dunkelheit vollzog, die Jahrhunderte dauernde qualvolle Entbindung der Menschheit von der Frucht der Zukunft.

Von den schlimmen Nachrichten, die er erhalten, erregt, deutete Jordan, als Lucas wieder an seine Seite trat, auf die dunkle Masse der Hochofenanlage.

„Sehen Sie nur, lieber Freund, habe ich nicht recht, daß ich das alles am liebsten ganz demolieren möchte, daß ich dieses ungeklärte und menschenquälerische Ungetüm durch meine einfachen, reinlichen und so leicht zu bedienenden elektrischen Ofen ersetzen will? Seit dem Tage, da die Menschen zum erstenmal ein Loch in die Erde gruben, um das Erz mit Hilfe von angezündeten Baumstäben zu schmelzen, hat sich die Metallgewinnung im wesentlichen nicht geändert. Es ist noch immer dieselbe primitive und kindliche Methode, unsere Hochöfen sind noch immer die prähistorischen Erdlöcher, nur zu hohlen Säulen erhöht und vergrößert, in die man noch immer das zu schmelzende Erz und das Brennmaterial durcheinander hinabschüttet, um sie da gemeinschaftlich zu verbrennen. Sie gleichen dem Riesenkörper eines höllischen Tieres, das unablässig mit Kohle und Erz gefüttert wird, das diese in einem Feuersturm verdaut und dann das geschmolzene Metall unten von sich giebt, während die Gase, der Staub, die Schlacken aller Art nach andern Seiten abgestoßen werden. Das ist der eigentliche Prozeß, dieses langsame Hinabsinken der zu verdauenden Stoffe und deren vollständige Verdauung, dieser Prozeß ist heute derselbe wie zur Urzeit, und alle Erfindungen und Verbesserungen verfolgen nur den Zweck, ihn zu erleichtern. So war früher, als man noch keine Luft einblies, der Prozeß ein langsamerer und das Produkt ein weniger gutes. Dann dachte man daran, kalte Luft einzublauen; dann ist man darauf gekommen, daß die Resultate viel bessere waren, wenn man die Luft des Gebläses erhitzte; und endlich hat man den Gedanken gehabt, die Gase, die früher auf der Krone des Ofens in hoher Flamme nutzlos verbrannten, zur Winderhitzung dienstbar zu machen. So hat der ursprüngliche Hochofen allmählich immer mehr äußere Hilfsorgane angehängt, die Gebläsemaschine, die Gasreinigungsschleuder, die Winderhitzungsschleuder und alle die zahlreichen Leitungsröhre, die ihn wie die Maschen eines Netzes umgeben. Aber so viel man ihn auch vervollkommnet hat, er ist kindlich geblieben trotz seines riesigen Körpers, und alle diese Neuerungen haben seinen Organismus obendrein sehr empfindlich gemacht, so daß er fortwährenden Störungen ausgesetzt ist. Sie machen sich keine Vorstellung von den Krankheiten des Ungetüms! Kein kränkliches Kind verursacht seinen Eltern angstvollere Sorgen mit seiner täglichen Verdauung wie der Koloss. Sechs Aufgeber oben, acht Schmelzer unten, ein Schmelzmeister und ein Ingenieur wachen ununterbrochen Tag und Nacht, in zwei Schichten, über die Nahrungsmittel, die man ihm zuführt, über das geschmolzene Metall, das er abgiebt, voll Unruhe, sobald sich nur die geringsten Störungen in seinem Körper zeigen, sobald der Guß nicht ganz zufrieden-

stellend aussieht. Es sind nun fünf Jahre her, daß dieser da angezündet wurde, ohne daß das Feuer in seinem Innern seither auch nur eine Minute lang sein Werk ausgeübt hätte; und er kann noch fünf Jahre weiterbrennen, ehe man ihn ausbläst, um Reparaturen vorzunehmen. Wenn man so angstvoll und sorgfältig über sein regelmäßiges Funktionieren wacht, so ist es deshalb, weil die große Gefahr darin liegt, daß er von selbst erlösche, in Folge irgend einer Störung in seinen Eingeweiden, die man nicht hätte vorhersehen oder rechtzeitig beheben können. Und erlöschen ist für ihn gleichbedeutend mit dem Tod! Ah, meine kleinen elektrischen Ofen, die von Knaben könnten geleitet werden, sie werden niemals Nachtruhe stören, sie werden immer gesund, leistungsfähig und gehorjam bleiben!

Lucas mußte lächeln über die leidenschaftliche Liebe, mit der Jordan von seinen wissenschaftlichen Forschungen sprach. Morfain und Dada waren mittlerweile wieder zu ihnen getreten, und der Schmelzmeister deutete beim schwachen Schein einer Laterne auf eines der vier Windleitungsrohre, die in einer Höhe von drei Metern in die Seiten des Kolosses einbrangen.

„Sehen Sie, Monsieur Jordan, dieses Rohr da hatte sich verstopft, und das Unglück wollte es, daß ich gerade schlafen gegangen war, so daß ich die Sache erst am nächsten Morgen bemerkt habe. Da der Wind nicht eindrang, trat eine Abkühlung ein, verbreitete sich offenbar über einen ganzen Block, das Material staute sich und bildete eine Brücke. Infolgedessen kam nichts mehr herunter, und ich bemerkte es erst beim Abstich, als die Schlacke in dickem, schon ganz schwarzem Fluß herauskam. Sie können sich meinen Schreden denken, denn ich erinnerte mich an das Unglück von vor zehn Jahren, wo wir infolge einer ähnlichen Geschichte eine ganze Gasse des Ofens demolieren mußten.“

Noch niemals hatte er so viel gesprochen. Seine Stimme zitterte bei der Erinnerung an das Unglück von einst, denn es giebt keine schrecklichere Krankheit für den Hochofen als eine derartige Abkühlung, die das Feuer allmählich erlöschen läßt und das Erz zu einem starren Block zusammenbäckt. Der Fall ist ein tödlicher, wenn es nicht gelingt, das Feuer wieder zu beleben. Von Schicht zu Schicht kühlt sich die Masse immer mehr ab und vereinnigt sich schließlich mit den Wänden des Ofens zu einem kompakten Körper. Dann bleibt nichts mehr übrig, als den Ofen niederzureißen wie einen alten, nutzlosen, mit Steinen gefüllten Turm.

„Und was haben Sie gethan?“ fragte Jordan.  
Morfain antwortete nicht gleich. Er liebte das Ungetüm, dessen glühende Lavaergüsse ihm seit mehr als dreißig Jahren das Gesicht verbrannten. Es war der Riese, der Gebieter, der Feuergott, den er anbetete, gebeugt unter die eiserne Tyrannei des Kultus, dem er sich, seitdem er erwachsen war, hatte hingeben müssen, um sein tägliches Brot zu erwerben. Und er, der kaum lesen konnte, der unberührt war von dem neuen Geist, der durch die Zeit wehte, nahm den schweren Frohndienst ohne jede Aufsehung auf sich, er war stolz auf seine riesenstarken Arme, auf seinen unablässigen Kampf mit dem Feuer, auf seine Treue gegen den lauernden Moloch, dessen Verdauung er treu überwachte, ohne jemals an eine Unterbrechung des Dienstes zu denken. Der schreckliche barbarische Gott war zum Idol seiner Seele geworden, in seine Anbetung mischte sich eine starke, stille Bärtlichkeit, und die Erinnerung an die schreckliche Gefahr, aus der er ihn mit gewaltiger Anstrengung gerettet, machte ihn noch jetzt erbeben.

„Was ich gethan habe?“ fragte er endlich. „Ich habe zuerst die Coaks-Chargen verdreifacht. Dann versuchte ich das Rohr mit Hilfe einer Gebläseverstärkung, wie sie Monsieur Varoche manchmal anwandte, freizumachen. Aber es war schon zu arg geworden, als daß dies noch hätte nützen können. Ich mußte das Rohr demontieren und die Stauung mit Hilfe von Drehstangen zu beseitigen suchen. Das war keine leichte Arbeit und wir haben unsre Arme nicht schonen dürfen. Aber schließlich ist es uns doch gelungen, Luft zu machen, und ich war sehr froh, wie ich heute früh in der Schlacke Erzstücke gefunden habe. Ich sah daraus, daß die Stauung gelockert und die Brücke eingebrochen ist. Nun ist das Gebläse ganz frei und die Arbeit wieder im besten Gang. Wir werden uns

übrigens gleich überzeugen können, der Abstich wird uns zeigen, wie es steht.“

Und obgleich erschöpft von so langer Rede, setzte er mit leiserer Stimme hinzu:

„Ich glaube, Monsieur Jordan, ich wäre hinaufgegangen und hätte mich in die Gischte gestürzt, wenn ich Ihnen heute nicht gute Nachrichten hätte geben können. Ich bin nur ein Arbeiter, ein Schmelzmeister, und Sie haben so viel Vertrauen zu mir gehabt, daß Sie mir den Posten eines Herrn, eines Ingenieurs anvertraut haben; soll ich nun den Ofen verlöschen lassen und bei Ihrer Rückkehr vor Sie hintreten und Ihnen sagen, daß er tot ist? Nein, lieber wäre ich mit ihm gestorben! Die zwei letzten Nächte habe ich mich nicht schlafen gelegt, ich habe gewacht, wie ich am Bette meiner armen Frau gewacht habe, ehe sie gestorben ist. Und ich kann's Ihnen wohl jetzt sagen, die Suppe, die Sie mich vorhin haben essen sehen, war die erste, die ich seit achtundvierzig Stunden gegessen habe, denn mein Magen war verstopft wie der Ofen. Ich sage das nicht, um mich zu entschuldigen, ich will Ihnen nur sagen, wie glücklich ich bin, daß ich Ihr Vertrauen nicht getäuscht habe.“

Er weinte beinahe, dieser im Feuer gehärtete Riese mit den stählernen Gliedern. Jordan drückte ihm bewegt beide Hände.

„Mein wackerer Morfain, ich weiß, daß Sie ein Tapferer sind und daß Sie, wenn ein Unglück geschehen wäre, bis zum äußersten gekämpft hätten.“

Dada stand in der Dunkelheit etwas abseits, ohne sich mit einem Wort oder einer Geberde in das Gespräch einzumengen; und er rührte sich erst, als sein Vater ihm das Zeichen zum Abstich gab. Innerhalb vierundzwanzig Stunden fanden fünf Abstiche statt, ungefähr alle fünf Stunden einer. Die Leistungsfähigkeit des Hochofens war achtzig Tonnen pro Tag, er wurde aber zur Zeit nur auf fünfzig Tonnen beschränkt, was immerhin noch zehn Tonnen für den Abstich ergab. Beim Schwachen Licht der Laternen waren schweigend alle Vorbereitungen getroffen, Rinnen und flache Mulden in den feinen Sand der großen Gufhalle gegraben worden. Es war nur noch die Schlacke abzulassen; man sah nichts als die dunkeln Gestalten der Arbeiter, die hin und her gingen und ohne Hast verrichtungen besorgten, von denen man nichts verstand, während aus dem Bauche des lauernden Molochs kein Laut hervordrang und man nur das leise Rieseln des Wassers hörte, das an seinem Gemäuer herabtropfte.

„Monsieur Jordan,“ fragte Morfain, „wünschen Sie die Schlacken auslaufen zu sehen?“

Jordan und Lucas folgten ihm einige Schritte weit auf einen kleinen aus Abfällen gebildeten Hügel. Die Ablassöffnung für die Schlacke befand sich an der rechten Seite des Ofens; sie war bereits geöffnet und ließ die funkelnde Masse der Schlacke entströmen, als ob hier der volle Kessel des geschmolzenen Metalls abgeschäumt würde. Die Masse rann langsam und dickflüssig heraus und ergoß sich in kleine Blechrollwagen, wo ihre hellleuchtende Farbe alsbald in Dunkelheit überging.

„Die Farbe ist gut, wie Sie sehen, Monsieur Jordan,“ sagte Morfain erfreut. „O, wir sind außer Gefahr, das ist sicher. Sie werden sehen, Sie werden sehen!“

Er führte sie wieder an die Vorderseite des Hochofens unter die Abstichhalle, deren Dunkelheit durch die Laternen nur schwach erhellt wurde. Dada bohrte mit einem einzigen Stoß seiner herkulischen Arme einen Feuerspieß in den Thonpfropfen, der das Abstichloch verschloß; dann schlugen die acht Arbeiter der Nachtschicht mit Hilfe einer Ranne taktmäßig auf den Feuerspieß, um ihn durchzutreiben. Man konnte kaum ihre dunkeln Gestalten unterscheiden, man hörte nur die dumpfen Schläge der Ranne. Plötzlich erschien etwas wie ein blendender Stern in der Finsternis, ein enger Durchstich zu der Blut des Innern. Aber es kam noch nichts als ein dünner Faden geschmolzenen Metalls. Dada mußte einen andren Spieß ergreifen, ihn hineinstoßen und ihn mit Riesenkraft herumdrehen, um das Loch zu erweitern. Da erfolgte die Eruption, das Metall schoß in mächtigem Strahle mit wildem Ungestüm heraus, eilte in glühenden Bächen durch die Rinnen, verbreitete sich in den Mulden zu feurigen Seen, deren Leuchten und Gluthitze die Augen verbrannte. Und aus dieser Feuerflut sprühten ununterbrochen dichte Garben von Funken auf, blaue Funken von herrlicher Zartheit der Farbe, goldene Raketen von wunderbarer Pracht, wie leuchtende Kornblumen inmitten goldener Wehren. Wenn der Strom auf ein Hindernis von feuchtem Sande traf, verstärkte sich das

Sprühen der Funken und Raketen derart, daß sie in prächtigen Garben hoch emporstiegen. Wie bei einem zauberhaften Sonnenaufgange hatte ein starkes Licht sich verbreitet, bestrahlte grell das Gemäuer des Hochofens, erhellte die tiefsten Hintergründe der Halle, die Pfeiler und das Dachgebälke, deren geringste Einzelheiten deutlich sichtbar wurden. Alles trat mit wunderbarer, unvermittelter Klarheit aus der Finsternis hervor, die naheliegenden Bauten und Apparate, die Hilfsorgane des Ungetüms, die Arbeiter der Nachtschicht, deren Gestalten bisher so schattenhaft vorbeigehuscht waren, und die sich mit einemmal in scharfen, festen Umrissen dem Blick darboten, gleich obsturen Gelben der Arbeit, die plötzlich des Ruhms teilhaftig geworden. Und die flammende Helle beschränkte sich nicht auf dieses Gebiet, das helle Sonnenaufgangslicht drang hinaus ins Land, hob die mächtige Wand der Monts Bleuses aus der Finsternis, bestrahlte die schlafenden Dächer von Beauclair und verlor sich in der Weite, in der unermesslichen Ebene der Roumagne.

„Der Guß ist ausgezeichnet,“ sagte Jordan, der die Qualität des Metalls nach der Farbe und Durchsichtigkeit des Strahls beurteilte.

„Ja, ja, Monsieur Jordan,“ versetzte Morfain mit bescheidenem Triumph. „Es ist gute Arbeit, wie es zu erwarten war. Aber ich freue mich sehr, daß Sie heute gekommen sind und es selbst gesehen haben. Jetzt brauchen Sie nicht mehr unruhig zu sein.“

Lucas war der ganzen Prozedur mit lebhaftem Interesse gefolgt. Die Hitze war so stark, daß er das Brennen durch die Kleider spürte. Eine nach der andern hatten sich alle Mulden gefüllt, der feine Sand der Halle war in einen leuchtenden See verwandelt. Und als die zehn Tonnen Metall ausgeflossen waren, fuhr aus der Oeffnung noch ein letzter Sturm von Flammen und Funken hervor: der gewaltige Atem der Gebläsemaschine, der den Eisenkasten geleert hatte und nun als ein Höllenorkan frei hervorbrach. Aber schon hatten die Rassel begonnen, sich abzukühlen, das blendende weiße Licht ging in Rosa, dann in Rot, endlich in Braun über. Das Funkenprühen hatte aufgehört, das Feld der leuchtenden blauen Blumen und gelben Wehren war abgemäht. Und rasch senkte sich die Dunkelheit wieder herab, Finsternis umhüllte die Halle, den Hochofen, die Bauten und Apparate, während die Laternen ihre schwachstrahlenden Sterne wieder zu entzünden schienen. Man unterschied nur noch undeutlich die schattenhaften, hin und her huschenden Gestalten der Arbeiter und die Dadas, der mit Hilfe zweier Kameraden die Abstichöffnung mit einem neuen Pfropfen aus feuerfestem Thon verstopfte, unter dem tiefen Schweigen der Gebläsemaschine, die während dieser Arbeit abgestellt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Redner.

Von Anton Tschekow.

Eines schönen Morgens fand die Beerdigung des Kollegienassessors Kirill Iwanowitsch Sawilanow statt, der zwei in unserm Vaterlande verbreiteten Uebeln — einem bösen Weibe und dem Alkoholismus — zum Opfer gefallen war. Als sich der Leichenzug von der Kirche nach dem Friedhof fortbewegte, setzte sich einer der Kollegen des Verstorbenen, ein gewisser Poplawsky, in eine Droschke und jagte zu seinem Freunde Gregor Petrowitsch Sapoitin, einem jungen, aber schon recht populären Manne.

Sapoitin besitzt das seltene Talent, aus dem Stegreif Hochzeits-, Jubiläums- und Leichenreden halten zu können. Er kann zu jeder beliebigen Zeit sprechen, im Halbschlaf, auf nüchternem Magen, in sinnlos trunkenem Zustande, im Fieber. Sein Redefluß ist glatt, gleichmäßig wie das Wasser aus einer Dachrinne und unerschöpflich; in seinem Sprachschatz giebt es rührlige Worte wie Sand am Meere.

„Ich habe eine Bitte an Dich, Freundchen,“ sagte Poplawsky, nachdem er ihn begrüßt hatte. „Ziehe Dich augenblicklich an und komme mit mir! Es ist einer der Unseren gestorben, wir sind gerade dabei, ihn der Erde zu übergeben, da muß doch zum Abschied irgend etwas gesagt werden . . . auf Dir ruhen alle Hoffnungen. Wäre irgend ein Unbedeutenderer gestorben, so hätten wir Dich nicht belästigt; aber hier handelt es sich um den Sekretär . . . einer Säule der Kanzlei sozusagen. Es geht doch nicht, eine Persönlichkeit von dieser Bedeutung ohne Sang und Klang zu beerdigen.“

„Ach, der Sekretär!“ sagte Sapoitin gähnend, „das ist doch der Säufer?“

„Ja, der Säufer. Es wird Bliny geben und Sakuska . . . Die Droschke wird Dir gestellt. Komm' mit, Liebster! Laß mal am Grabe so etwas Ciceronisches los, Dank ist Dir sicher.“

Sapoitin willigte gern ein. Er fuhr sich durch's Haar, setzte ein melancholisches Gesicht auf und ging mit Poplawsky fort. „Ich habe Euren Sekretär gefannt," sagte er, als er die Drohkorte bestieg, „das war ein Erzschurke, wie es wenige giebt; Gott hab' ihn selig!"

„Weißt Du, Grisca, auf Tote soll man doch nicht schimpfen." „Natürlich, de mortuis nihil nisi bene, aber ein Spitzbube war er doch."

Die Freunde hatten den Leichenzug eingeholt und sich ihm angeschlossen. Der Leichenwagen bewachte sich langsam vorwärts, so daß sie bis zum Kirchhofe Zeit hatten, einige Male in eine Kneipe zu springen, um für das Seelenheil des Verstorbenen ein paar Gläschen zu leeren.

Auf dem Friedhofe wurde eine Messe gelesen.

Schwiegermutter, Frau und Schwägerin weinten nach altem Brauch sehr. Als der Sarg in die Gruft versenkt wurde, rief die Gattin des Dahingeshiedenen laut aus: „Legt mich zu ihm!" Aber sie folgte schließlich ihrem Manne nicht ins Grab, da sie jedenfalls an die ihr zustehende Pension dachte.

Sapoitin, der gewartet hatte, bis alles still wurde, trat vor, sah alle Umstehenden an und begann:

„Darf man seinen Augen und Ohren trauen oder ist dieser Sarg, sind diese verweinten Gesichter, diese Seufzer und Wehklagen vielleicht nur ein schrecklicher Traum? Ach, all' das ist leider kein Traum, und unser Auge täuscht uns nicht! Der Mann, den wir noch jüngst so froh, so jugendfrisch und unberührt sahen, er, der noch jüngst vor unsern Augen gleich einer emsigen Biene seinen Honig in den allgemeinen Bienenschloß der staatlichen Organisation trug, er, der . . . dieser selbe Mann ist jetzt zu Asche, zu einer Fata morgana geworden. Der unerbittliche Tod legte seine starke Hand auf ihn zu einer Zeit, als er trotz seines vorgerückten Alters noch voll frischer Kraft und strahlender Hoffnungen war. Welch' unersehlicher Verlust! Wer kann ihn uns ersetzen? Gute Beamte haben wir viel, aber Prolosy Ossypytisch war ein Auserwählter, Er war in tiefster Seele seinem ehrenvollen Amte ergeben, er schonte keine Kräfte und gönnte sich keinen Schlaf, er war unantastbar, unbestechlich . . . wie verachtete er die, die ihn zum Schaden der allgemeinen Interessen bestechen wollten, die ihn durch verdorrte, materielle Güter zum Verräter an seiner Pflicht machen wollten! Mit eignen Augen sahen wir, wie Prolosy Ossypytisch sein kleines Gehalt mit seinen ärmeren Kameraden teilte, und eben haben Sie selbst die Klagen der Wittwen und Waisen gehört, die von seinen Wohlthaten gelebt haben. Seiner Dienstpflicht und dem Wohlthun ganz und gar ergeben, kannte er im Leben keine Freuden und gönnte sich sogar nicht das Glück des Familienlebens; es ist Ihnen ja bekannt, daß er bis zum Ende seines Lebens Hagestolz blieb . . . Und wer kann ihn uns als Kollegen ersetzen? Wie steht sein rasiertes, freundliches, und gutmütig lächelndes Gesicht vor meinen Augen? Ich höre seine weiche, zärtlich freundschaftliche Stimme. Friede Deiner Asche, Prolosy Ossypytisch! Ruhe sanft, Du ehrlicher, edler Kämpfer!"

Sapoitin fuhr in seinem Nachrufe fort; doch die Hörer begannen zu tuscheln. Die Rede gefiel allen und rief manche Thräne hervor, aber vieles darin schien zu seltsam. Erstens war es unverständlich, weshalb der Redner den Verstorbenen Prolosy Ossypytisch nannte, während er doch Kirill Iwanowitsch hieß. Zweitens war allen bekannt, daß der Verstorbene sein ganzes Leben hindurch mit seiner legitimen Frau in Unfrieden gelebt hatte, folglich auch nicht Hagestolz genannt werden konnte, drittens hatte er einen roten Vollbart getragen, nie hatte er sich rasieren lassen, und deshalb war es unverständlich, weshalb der Redner von seinem rasierten Gesicht sprach. Die Hörer waren stutzig geworden, sie blickten einander an und suchten die Ähneln.

„Prolosy Ossypytisch," sprach der Redner begeistert, indem er in die Gruft blickte, „Dein Antlitz war nicht schön, sogar häßlich, Du warst mürrisch und schroff, aber wir alle wußten, daß unter dieser äußeren Hülle ein ehrliches Freundesherz schlug."

Da bemerkten die Zuhörer, wie etwas Seltsames mit dem Redner vorging. Er blickte starr auf einen Punkt, machte eine unruhige Bewegung und suchte die Ähneln. Plötzlich hielt er inne, er öffnete erstaunt den Mund und wendete sich an seinen Freund Poplawsky.

„Höre mal, er lebt ja noch!" sagte er mit einem Blicke des Entsetzens.

„Wer lebt?"

„Nun, Prolosy Ossypytisch, er steht ja an jenem Denkmal."

„Der ist doch gar nicht gestorben, Kirill Iwanowitsch ist der Tote!"

„Aber Du hast mir doch selbst gesagt, daß Euer Sekretär gestorben ist."

„Kirill Iwanowitsch war auch unser Sekretär, das hast Du komischer Keel verwechselt. Prolosy Ossypytisch ist allerdings unser früherer Sekretär gewesen, er ist aber vor zwei Jahren in die zweite Abteilung versetzt worden."

„Mit Euch mag der Teufel fertig werden!"

„Warum hast Du den Nachruf unterbrochen? Rede weiter, es wird peinlich."

Sapoitin wandte sich wieder zur Gruft und führte seine Rede mit der früheren Beredsamkeit zu Ende.

An einem Denkmal stand in der That Prolosy Ossypytisch, ein alter Beamter mit rasiertem Gesicht. Er sah den Redner böse an.

„Was ist Dir bloß eingefallen?" sagten lachend die Beamten, die mit Sapoitin zusammen vom Begräbnis zurückkehrten. „Du hast ja einem Lebenden die Grabrede gehalten."

„Das war nicht schön von Ihnen, junger Mann", sagte Prolosy Ossypytisch brummend, „Ihre Rede mag für einen Toten passen, in Bezug auf einen Lebenden kann sie nur ironisch gemeint sein. Ich bitte Sie, was haben Sie gesagt? Unantastbar . . . nicht käuflich . . . nimmt keine Bestechung . . . so etwas kann man von einem Lebenden doch nur im Spott sagen. Und wer hat sie gebeten, sich über mein Gesicht auszulassen? War mag ja nicht hübsch, man kann ja häßlich sein, aber wozu müssen Sie meine Physiognomie so vor aller Welt bloßstellen? Das kränkt ja!"

### Kleines Feuilleton.

or. Die Schleppe. Mit kritischen Blicken musterten sie die Spaziergänger. Selbst die Kanzleirätin fand noch Zeit, über das Stridzeug fort hin und wieder auf die Promenade zu sehen.

„Da kommt schon wieder eine Blaue," sagte Frau Berger, „Blau ist wirklich das allermodernste."

„Aber ein eigentümliches Blau," meinte ihre Nachbarin, „es sieht so verwachsen aus."

„Ist aber trotzdem recht niedlich."

„Björnsonblau nennt man das," erklärte das kleine Fräulein Nieth; sie war Verkäuferin in einem Warenhaus und kannte die Zeichnungen.

„Ja, nach dem, von dem sie jetzt die vielen Stücke geben," Frau Berger besuchte das Theater und zeigte sich gern als die Geübte.

„Er schreibt sehr schöne Stücke. Haben Sie schon etwas von ihm gesehen?" Fräulein Nieth wandte sich an die Kanzleirätin, die schüttelte den Kopf: „Nein ich gehe nicht ins Theater, und wenn, dann bloß zu einem Stück von Schiller, die neuen sind immer so unanständig. Sehen Sie mal bloß den Gut da drüben, ist es möglich?"

„Er ist ja ganz einfach, nur drei Rosen d'rauf."

„Na ich denke, gleich drei Rosen, und wie sie aufgesteckt sind, geradezu frech. So etwas würde meine Crete nie tragen, nicht wahr Gretchen?"

Fräulein Gretchen sah neben Frau Berger und häfelte, sie ließ die Arbeit fallen und sah dem Gut nach: „Nein, das wär mir zu auffallend; überhaupt die großen Hüte! Ich trage lieber englische, die sind viel vornehmer."

„Und auch viel billiger." Frau Bergers Stimme klang etwas boshaft.

In Gretchens Stirn grub sich eine Falte: „Na, darum ist es nicht! Aber sehen Sie bloß die Kotsammtnie da drüben. Ist das nicht Wöbbsinn? Ein Sammtkleid hier für den Staub?"

„Ja, sie schleifen den Sammet und die Spitzen über den Damm, als wären es Plunders," sagte die Kanzleirätin.

„Und den Staub, den sie aufwirbelt! Die ganzen Schleppen sind abscheulich," stimmte Fräulein Nieth bei.

„Ach Gott, findest Du? Das finde ich gar nicht." Fräulein Gretchen schüttelte den Kopf.

„Nein, die Schleppen sind nett," nickte Frau Berger.

„Sie geben der Figur so etwas Vollkommenes, das ganze Kleid steht eleganter aus, wenn es eine Schleppe hat."

„Ich trage auch Schleppen," ergänzte die Kanzleirätin, „und an Gretchens neuem Grünen wird auch eine gemacht."

„Ja, ich möchte auch nicht ohne Schleppe gehen," meinte Frau Berger. „Ach nein, solche kurzen Röde, das sieht so abgetnabbert aus."

„Als ob das Geld nicht gereicht hätte," nickte Gretchen.

„Aber teuer ist es doch," sagte Fräulein Nieth. „Wenn man einen solchen Schleppe drei Wochen getragen hat, ist der Stoß durch und man muß einen neuen Stoß daran setzen."

„Na dann setzt man ihn eben."

„Auf solch Endchen Stoß kommt es doch nicht an."

Frau Berger lachte: „Man kann ja auch Gummistöße tragen, die sind nicht teuer; sehen Sie mal solchen; drei Mark kostet einer und hält doch immer fünf Wochen." Sie hob ihren Kleidersaum in die Höhe und zeigte den Stoß.

„Ja natürlich, man kann sich doch schützen," sagte Gretchen, „und wenn die Schleppen Mode sind, dann muß man sie doch eben tragen."

„Ich trage doch keine." Fräulein Nieth schüttelte den Kopf. „Nein — und wenn sie zehnmal Mode sind. Man belästigt die Leute damit und . . ."

„Ach lieber Himmel! Daran soll man auch noch denken?"

„Was gehen uns denn die andern Leute an?"

„Da möchte man weit kommen, wenn man darauf Rücksicht nehmen wollte."

Die drei andern sprachen beinahe gleichzeitig.

„Im Zimmer lasse ich sie mir ja gefallen," beharrte Fräulein Nieth, „an Gesellschaftskleidern, ja, da ist sie wirklich hübsch. Aber auf der Straße? Nein, Pui! Wenn man denkt, wo sie überall herumsetzt und das nimmt man alles mit, den Schmutz und den Staub."

„Na das muß man eben ausbürsten.“ Die Stimme der Kanzlei-  
rätin klang etwas von oben herab.

Fräulein Nieth schüttelte sich. „Zawohl, ausbürsten. Orr! Ein-  
mal hab ich 'ne Schleppe getragen, aber nie wieder. Was da raus-  
kommt, wenn man sie ausbürstet! Und das soll man einatmen?  
Nein ich danke! Das ist ja ungesund.“

„Na ja, Du“ — Fräulein Gretchen maß sie mit einem hoch-  
mütig mitleidigen Blick. — „Du mußt Dir das ja auch alles allein  
machen, Du armes Ding; wir geben solche Arbeit doch aber unserm  
Dienstmädchen.“ —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Der Meerrettich. A. Silva schreibt in der Wochen-  
schrift „Merthus“: Der Meerrettich (*Cochlearia armoracia*) gedeiht  
am besten in einem kräftigen, mit verrottetem Kuhdünger 50 bis  
60 Centimeter tief rigolten, frischen Boden und in offener Lage.  
Die vorteilhafteste Fortpflanzungsweise ist die Anzucht aus starken  
Rebenwurzeln. Diese über den Winter in Sand aufbewahrten  
Rebenwurzeln bereitet man in der Weise zur Pflanzung vor, daß  
man sie auf 25—30 Centimeter Länge kürzt, mittels eines wollenen  
Lappens von allen Faserwurzeln befreit, wobei man jedoch die  
warzenartigen Auswüchse oben und unten zu schonen hat. Auf den  
Beeten zieht man zwei Linien, jede etwa 15 Centimeter vom Rand  
entfernt. Mittels eines 50 Centimeter langen Holzes werden die  
Pflanzlöcher unter Annahme eines seitlichen Abstandes von 45 Centi-  
meter und eines eben solchen im Verbände dergestalt bereitet, daß  
dieselben schräg nach der Mitte des Beetes zu laufen; das obere Ende  
der Wurzelschnittlänge soll etwa 3 Centimeter unter die Oberfläche des  
Bodens zu liegen kommen. Hierauf wird der Schnittling angeedrückt und  
angegossen. Im Laufe des Sommers ist der Boden einigemal zu  
lockern und von Unkraut reinzuhalten. Um schön glatte und starke  
Stangen zu erzielen, legt man anfangs Juli die Wurzeln bis auf  
ein Drittel ihrer Länge bloß, hebt sie recht behutsam und ohne  
daran zu ziehen, in die Höhe und entfernt die in ihrem oberen Teil  
entwickelten Rebenwurzeln mittels des Messers, die Faserwurzeln  
durch Abreiben und bedeckt sie, nachdem sie wieder in ihre Lage  
zurückgebracht worden, mit Erde, die man gut andrückt. Gleichzeitig  
schneidet man alle etwa zur Entwicklung gelangten Köpfe bis auf  
die zwei besten weg. Im August kann sich diese Arbeit wieder-  
holen. —

**Astronomisches.**

— Neues vom Himmel. Der Polarstern gehört, wie  
sich herausgestellt hat, zu den merkwürdigsten Fixsternen, die untrer  
Beobachtung zugänglich sind. Vor kaum zwei Jahren machte Pro-  
fessor Campbell von der Sid.-Sternwarte den in Chicago ver-  
sammelten Astrophysikern die überraschende Mitteilung, daß gemäß  
seinen spektroskopischen Aufnahmen der Polarstern ein System von  
drei Sternen bilde, von denen nur einer uns direkt sichtbar ist. Die  
spektroskopische Untersuchung ergab nämlich, daß der Polarstern in  
der Richtung gegen die Erde hin eine veränderliche Ge-  
schwindigkeit besitzt, die in einer Periode von weniger als  
vier Tagen sich wiederholt. Daraus folgt, daß der Stern  
innerhalb dieser Zeit mit einem unsichtbaren Begleiter um den  
gemeinsamen Schwerpunkt sich bewegt. Weiterhin erkannte Professor  
Campbell, daß diese Bewegung des Doppelsystems sich wiederum,  
aber sehr langsam, ändert, so daß man zur Annahme eines dritten  
Körpers genötigt wird. Diese Bewegung umfaßt aber einen Zeitraum  
von vielen Jahren, dessen Dauer natürlich noch nicht bestimmt werden  
konnte. Nach Aufstellung des großen photographischen Refractors  
im astro-physikalischen Observatorium zu Potsdam hat Dr. J. Hart-  
mann Untersuchungen über den Polarstern angestellt und die von  
Professor Campbell gefundenen Thatsachen völlig bestätigten können.  
Wie die der preussischen Akademie der Wissenschaften soeben vor-  
gelegte Abhandlung von Dr. Hartmann näher nachweist, beträgt nach  
den Potsdamer Beobachtungen die Umlaufzeit des Polarsterns und  
seines näheren Begleiters 3 Tage 23 Stunden 14 Minuten 21 Sekunden  
und die Aenderung der Geschwindigkeit immerhalb dieser Periode ist  
6 Kilometer in der Sekunde. Wird diese periodische Geschwindigkeit  
in Abrechnung gebracht, so bleibt für die Bewegung des Sterns  
noch eine erhebliche Geschwindigkeit übrig, welche vom Jahre 1888,  
aus dem die ersten Beobachtungen darüber vorliegen, bis zum  
August 1899 abnahm, seitdem aber wieder wächst. Sie betrug  
1888 für die Sekunde 25,3 Kilometer, 1899 11,7 Kilometer,  
im November 1900 nach Hartmanns Messungen 12,1 Kilometer und  
im Januar 1901 nach demselben Beobachter 13,3 Kilometer. Um die  
Dauer dieses Umlaufs zu ermitteln, wird es notwendig, den Stern  
noch jahrelang spektroskopisch zu verfolgen. Nach Dr. Hartmann  
kann man inzwischen in ganz roher Schätzung annehmen, daß der  
sichtbare Stern gemeinsam mit seinem unsichtbaren Begleiter um  
einen dritten Körper in ungefähr 15 Jahren eine Bahn mit einer  
Geschwindigkeit von etwa 6 Kilometern für die Sekunde durchläuft  
und demnach der Durchmesser dieser Bahn mindestens dreimal so  
groß sein muß als der Durchmesser der Erdbahn.

Eine merkwürdige Entdeckung am Sternhimmel hat Professor  
Wolf in Heidelberg mit Hilfe des dortigen großen photographischen  
Teleskops gemacht, nämlich einen Haufen von Nebel-  
flecken. Derselbe steht im Sternbild Haar der Berenice.  
Professor Wolf schreibt: „Um die Stelle stehen zahlreiche kleine  
Nebelflecke so dicht zusammen, daß man beim Anblick dieser Gegend  
förmlich über das merkwürdige Aussehen dieses Nebelhaufens ersarrt.“

Sich finde, daß dort mindestens 108 Nebelflecke auf einer Fläche von  
der Größe des Vollmonds beisammen stehen. Darüber sind 4 oder 5  
größere und central verdichtete Nebel sowie mehrere langgestreckte,  
die weitaus meisten haben aber rundliche Form und sind kleiner.“  
Die Deutung eines solchen Nebelhaufens vom Standpunkt der Weltent-  
stehungslehre ist zur Zeit noch nicht möglich, jedenfalls aber gehört  
eine solche Gestaltung zu den größten Merkwürdigkeiten des Weltalls. —  
(Köln. Bzg.)

**Technisches.**

ie. Kleider aus Torffasern. Vor etwa 10 Jahren  
wurden die ersten Versuche mit der Verwendung der Torffasern für  
Gewebe angestellt, kamen aber zu keinem günstigen Ergebnis, da  
die damals hergestellten Fasern zu hart und brüchig waren, um ein  
gutes Spinnmaterial abzugeben, sich außerdem auch nur schwer  
bleichen oder färben ließen. Eine Verbesserung der Faser er-  
zielte zuerst der Wiener Ingenieur Pichorner, der ohne Anwendung  
von Chemikalien eine Art von Torfwohle erzeugte, die sich zwar  
nicht zu feinem Garn verspinnen ließ, aber doch zur Herstellung  
grober Gewebe biegsam genug war. Es zeigte sich auch zugleich  
ihre großer Vorzug in der Aufnahmefähigkeit für Wasser und in der  
geringen Wärmeleitung. Gewebe aus Torfwohle sind also ein  
ausgezeichneter Schutz gegen Feuchtigkeit und Temperatureinflüsse zu  
schätzen, ferner breimen sie schwer und sind recht haltbar, außerdem  
billig. Pichorner verfertigte auch eine Torfwatte, die sich als  
Verbandszeug, als Füllsel für Kopfkissen und Bettdecken eignet.  
Ferner fertigte er große Decken und Seile aus Torfgarn, während  
er die Rückstände zur Herstellung von Papier benutzte. Noch  
weiter ging dann Geige aus Düsseldorf, der eine feine Torffaser  
herstellte, die außerordentlich aufnahmefähig für Feuchtigkeit ist und  
auch gebleicht oder gefärbt werden kann. Die Gewinnung geschieht  
durch die Behandlung mit Säuren und Alkalien und nachträgliches  
Kochen der entstandenen Flüssigkeit, wodurch die Torfzellen zerlegt  
und alle wertlosen Teile ausgehoben werden, so daß eine aus reiner  
Cellulose bestehende Torfwohle zurückbleibt. Diese ist weich und elastisch  
und kann gerade so wie Schafwolle versponnen werden, sie kann daher  
auch in Vermischung mit Baumwolle oder Schafwolle zur Herstellung von  
Geweben benutzt werden. Torfleider nehmen im Sommer den  
Schweiß in sich auf und halten im Winter die Kälte ab. Als Ver-  
bandszeug benutzt, saugen sie die Ausschüßungen der Wunde aus-  
gezeichnet auf, ferner wird Torfwohle empfohlen als Bettunterlage  
für Kranke, als Polsterung für Schienen, außerdem zur Herstellung  
von Filzhüten und Teppichen. —

**Humoristisches.**

— Unberzeihlich. Professor (zu seiner aus dem  
Dienst tretenden Haushälterin): Sie waren sehr sauber, pünktlich  
und accurat in Ihren Arbeiten — nur eines kann ich Ihnen nicht  
vergessen, daß Sie die Endsilben immer verschluckt  
haben! —

— Hinten herum. Waffisch (in der Buchhandlung):  
„Was kostet der „Schiller“ da im Fenster?“  
Buchhändler: „Zehn Mark!“  
Waffisch: „Ach, wie teuer ist denn das Kochbuch, welches  
rechts daneben steht?“  
Buchhändler: „Das kommt auf zwei Mark!“  
Waffisch (zögernd): „Und der Liebesbriefsteller links?“  
Buchhändler: „Fünzig Pfennig.“  
Waffisch: „Dann geben Sie mir, bitte, den.“ —

— Berräterische Kritik. Herr: „Sehen Sie, gnädiges  
Fräulein, dort geht der Verfasser des neuesten Sensations-Romans:  
„Sumpflust.““

Dame: „Der? Nicht möglich! Der sieht ja aus wie ein  
ganz anständiger Mensch!“ —

**Notizen.**

e. Gabriele d'Annunzio schreibt ein Gedicht über den  
heiligen Franz von Assisi, das von dem Komponisten Rossi in Musik  
gesetzt werden soll. — Dieser Gabriel wird noch die ganze Welt- und  
Heiligengeschichte einschlagen. Ja, es ist schwer heut zu Tage, wenn  
man Peterlein auf allen literarischen Modestuppen sein will! —

— Die Leipziger Finkenstraße wird am 13. Juni  
Hebbels „Judith“ mit Matkovsky und Louise Dumont in  
den Hauptrollen im alten Stadt-Theater zur Aufführung bringen. —  
— Salebys Oper „Der Blij“ wird von der Morwiz-  
Oper während ihrer diesjährigen Spielzeit im Schiller-  
Theater aufgeführt werden. —

— Der Verein Düsseldorfer Künstler zu gegen-  
seitiger Unterstützung und Hilfe umfaßt jetzt 161 einheimische und 24  
auswärtige Mitglieder. Außerdem sind 24 einheimische und aus-  
wärtige Künstlerinnen zu der Beschickung der Kunstausstellungen durch  
die Kommission des Vereins berechtigt. Das Vermögen betrug Ende  
1900 440 850 Mark, das Vermögen der Künstler-Witwenkasse  
129 787 M. —

— Zur Gründung einer deutschen Gesellschaft für  
Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften  
fordern Prof. Kahlbaum-Wasel, Prof. Bagel-Berlin und Dr. Eubhoff-  
Sochdahl auf. —